



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tagebuch.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

# T a g e b u c h.

L

List für List. — Eine Scene aus Augsburg. —

Es mögen jetzt ungefähr vierzehn Tage sein, als der Redacteur des Zollvereinsblattes, der treffliche Nationalökonom Friedrich List, eben beim Frühstück saß und auf die Tags zuvor erschienene Nummer seines Blattes einen flüchtigen Blick warf. Da trat der Postbote ein, und legte ein Paket Briefe auf den Tisch. Der Nationalökonom öffnete den ersten und war nicht wenig erstaunt, auf ein Billet zu stoßen, das von Patchouly durchdunstet war, und dessen Inhalt folgender Gestalt lautete: „Mein genialer Freund! Wie war ich gestern wieder stolz auf Sie. Ihre letzte Nummer — himmlisch! Welcher Geist, welche überwältigende Macht liegt in Ihnen. Meine Nerven waren so aufgeregt, daß ich die ganze Nacht nicht schlafen konnte. Kommen Sie diesen Abend, mein Kammermädchen wird Ihnen öffnen. Sie finden mich allein. Ihre sehnstüchtige Hecla.“ Der würdige Verfasser des „nationalen Systems“ legte fast erschrocken das Billet aus den Händen. Er besah nochmal die Adresse, um sich zu überzeugen, daß es wirklich an ihn gerichtet sei. Die Adresse ist richtig! Er kennt sich vor Erstaunen nicht. Daß die Nationalökonomie Damen in Nervenverrückung bringe, und in Stellbischein mit Rosenbegleitung veranlasse, das war ihm in seiner Praxis noch nicht vorgekommen. Mechanisch und zerstreut griff er nach dem zweiten Brief und las mit noch größerem Erstaunen: „Good morning! Großer Mann, Mann der Männer! Bewunderung! Anerkennung! Müssen mein Freund sein! Heute groß Diner bei mir. Ohne Sie — Schmerz. Kommen Sie! Meine Landsmänner wollen Alle ihren Dank aussprechen. Diesen Mittag um 6 Uhr erwartet Sie Ihr ergebener Lionel Hampton, Peer von England.“ — Das ist Bosheit, Ironie oder man will mir eine Schlinge legen! Ein Engländer, der mir den Dank seiner Landsleute aussprechen will! Mir, der ich durch Jahre dieses Volk, das mit seiner Industrie das theure deutsche Vaterland überschwemmt und ausaugt, aus allen meinen Kräften bekämpfe! — o mein Herr Pair, so gar dumm, wie Sie glauben, sind wir Deutschen doch nicht. Ich werde Euere Lordschaft durchprügeln, wenn Sie vielleicht wagen wollten, mit Ihren Freunden mir nahe zu

Kommen. Wenn der Zollverein auch nicht genug Schutzzölle hat, an Polizeischutz läßt er's nicht fehlen." Mittlerweile hatte der etwas erhitze Nationalökonom ein drittes Billet erbrochen; und traute seinen Augen nicht, als er folgende Worte las: „Längst hatte Ich den Wunsch, Ihnen einen Beweis meiner Achtung für Ihr großes Talent an den Tag zu legen, Ich überfende Ihnen daher hierbei Meinen Orden des grünen Vogels erster Classe, Mein Minister hat den Auftrag, Ihnen die Insignien sammt dem Stern zu überreichen. Ihr wohlaffectionirter \*\*\*" — — — Der Nationalökonom blieb in ernstem Sinnen verloren. Durch die lange Zeit seines verdienstreichen, von allen wahren Freunden des Vaterlandes bewunderten Thätigkeit, hatte er wohl mit Gegnern aller Art heisse Kämpfe zu durchfechten gehabt, nie aber hatte ein deutscher Fürst den Beruf in sich gefühlt, den unermüdblichen patriotischen Kämpfer durch ein Zeichen von Theilnahme zu ermuntern. Um so unerwarteter kam ihm nun die Gunst, um die er nicht nachgesucht hatte. Und gerade der Orden des grünen Vogels, die Gunst eines Hofes, von dem er wußte, daß seine Schriften und Bemühungen ihm innerlich sehr unbequem sind. — Will man mir den Mund stopfen? rief er plötzlich in Aufregung vor sich hin. — Glaubt man mich durch Firlfanz zu ködern? — Bei Hermann, dem Cherusker, sie sollen bald lernen daß sie sich in mir getäuscht. Der zweite Band meines nationalen Systems muß jetzt um so schneller erscheinen. Ich will Herrn von Cotta drängen, daß der Druck vorwärts gehe, mag sich darüber ärgern, wer da will. Ich will die gute Sache vertheidigen trotz aller grünen und rothen Vögel. —

Ueberlassen wir einen Augenblick den berühmten Advocaten deutscher Schutzzölle seinen aufgeregten Ideen und klopfen wir an die Thüre eines benachbarten Gasthofes, in welchem der Künstler wohnt, der am Abend zuvor durch sein erstes Concert die ehrwürdige Stadt Augsburg in ein Delirium versetzt hatte, das dem neuromantischen Paris alle Ehre gemacht hätte. Der Künstler sitzt gleichfalls beim Frühstück; auf seinem bleichen, aber interessanten Gesichte spiegelt sich noch die kaum verschlafene Aufregung des vorigen Abends. Seine lange hagere Gestalt bildet einen vollständigen Gegensatz zu der behaglichen, etwas ins Breite gehenden Figur seines nationalökonomischen Nachbars. Der kostbare Flügel, der aufgeschlagen in Mitte des Zimmers steht, verräth überdies, daß sich der Künstler in ganz andern Sphären bewegt, als in denen der Differentialzölle und Waaren-Tarife; außerdem beweisen eine Menge halb angerauchter kostbarer Cigarrenstengel, die auf dem Fußteppich umherliegen, daß der Künstler weder Nationalökonom noch ökonomisch überhaupt ist.

Der Lohnbediente tritt gerade ein. — Haben Sie die Briefe von der Post geholt? fragt der Künstler, indem er sein langes Haar von der schönen Stirne zurückstreicht. — Hier sind sie, und auch einige Packete; aber es ist nur ein Theil, da man die mit der gestrigen Abendpost angekommenen bereits dem Postboten übergab, der wohl gleich hier sein wird.

Der Künstler öffnete gemächlich den ersten Brief und las: „Beiliegend übersende ich Ew. Wohlgeboren die erste Nummer meines fortan unter dem veränderten Titel: „Allgemeines deutsches Gewerbeblatt“ erscheinenden Journals. Obgleich Sie darin manche Polemik gegen sich finden werden, so bin ich doch fest überzeugt, daß Sie dem Wollen und Streben des Blattes Ihre Achtung schenken werden. — Die Redaction.“ — Par Dieu! Was soll ich mit einem Gewerbeblatt machen? Die Leute glauben wol gar, ein Klavierspieler sei ein Kupferschmied? Ich habe nun auf genug Journale abonniert, sollte ich denken — aber jeden Tag werden mir neue in's Haus geschickt! Wir brauchen die Presse, und sie braucht vielleicht auch uns. Aber Takt und tempo in Allem! Ich werde Polemik gegen mich darin finden — schreibt man mir. Dadurch glaubt man den Künstler gewöhnlich zu zwingen. Aber mit solchen Mitteln sollen sie bei mir nicht ankommen. Mögen sie schimpfen; ich will meinen Kopf aufsetzen und diesmal nicht abonniren! — Er warf das Journal in die Ecke und griff hastig zum zweiten Briefe, dessen Text jedoch noch weniger geeignet war, ihn in bessern Humor zu bringen; der lakonische Inhalt desselben lautete folgendermaßen: „Herr! Ihre letzte Nummer von gestern überstieg alle Grenzen des Erlaubten. Noch ein Mal wagen Sie solches — und Sie sollen lernen, was Nationalrache und ein englisch Faust vermag. — Ein Englishman.“ — Was ist das? — rief der Künstler in vollem Zorn — meine letzte Nummer von gestern, meine Variationen über das Thema: God save the King? — Die Handschrift scheint mir bekannt. — Das ist ja wohl gar das Gezeckel meines bisherigen Bewunderers, des Lord Hampston! — Ei, Mylord, Sie sollen kennen lernen, was ein ungarischer Mann und seine Pistole vermag. Mein Freund, der Fürst E\*\*\*, der sich auf solche Explicationen versteht, soll Ihnen meine Karte überreichen, Mylord Flegel — ich will Ihnen den Geschmack an meinen Variationen durch den Leib jagen.

Mechanisch griff er nach dem dritten Brief und las: „Ew. Wohlgeboren! Obgleich nicht im directen Auftrage des Hrn. Ministers mich an Sie wendend, glaube ich jedoch andeutend Ihnen melden zu dürfen, daß eine hohe Person sich leider über Ihre letzte Publication sehr ungünstig ausgesprochen. Der Ton

darin ist allzu aufregend; vorzüglich wurde getadelt, daß Sie offenbar zu weit ausgreifen, und uns zu Sprüngen veranlassen wollen, die eine ganz andere Schute voraussetzen, als die, welche man in Deutschland bisher befolgt. Indem ich nochmals wiederhole, daß diese Mittheilung durchaus nur eine freundliche und keine offizielle ist, zeichnet sich mit voller Hochachtung Sw. Hochwohlgeboren ergebenster K\*\*, Ritter des grünen Vogelordens vierter Classe. — Da werde ein Anderer daraus klug! — rief der Künstler aus. Der Kammerherr Y\*\*\* schrieb mir vorige Woche, meine jüngst erschienenen Studien haben die Prinzessinnen entzückt, und dieser Brief gibt mir Winke, ich soll nicht so weit ausgreifen. Par Dieu! am Ende mischen sich die deutschen Regierungen auch in die Musik und stellen Censoren auf, damit eine Composition nicht allzu aufregend sei. Bei Beethoven! Ich bin froh, daß ich wieder nach Paris reise. Um auf angenehmere Gedanken zu kommen — öffnete der fremde Künstler jetzt die verschiedenen Pakete, die alle unter seiner Adresse angekommen waren. Er errieth halb und halb deren Inhalt. Als ein wahres verwöhntes Kind war es ihm nichts Neues mehr, nach jedem Concerte mit süßen Souvenirs, mit duftenden Stickerien, Besen, Blumengewinden von anonymen und halb-anonymen Damen Händen beschenkt zu werden. Lächelnd und im Voraus an diesen garten Huldbigungen sich weidend, nahm er die Scheere und schnitt die diesmal sehr groben, gar wenig weiblichen Enveloppes der Pakete auf. Das erste, das er öffnete, enthielt ein Stück Sohlenleder mit der Ueberschrift: „Proben aus der K.schen Lederfabrik;“ das zweite einige Streifen dicken Flannels, das dritte ein Duzend kleiner eiserner Nägel mit der Bemerkung, daß sie mit der neuen Dampfmaschine, 15,000 in einer Stunde, erzeugt seien, das vierte einige Seidenwürmer. — Der Künstler brach in lautes Gelächter aus; alle bisherigen Briefe und Pakete waren schlechtweg „Herrn F. List“ bezeichnet gewesen und der geniale Künstler hatte nicht den Kleinigkeitsgeist, sich viel um die Orthographie seiner Correspondenten zu kümmern. Das Nägelpaket hatte jedoch den Nagel auf den Kopf getroffen. Die Adresse lautete: Herrn Friedrich List, Dr. — Des Künstlers Name ist, wie unsere Leser es längst errathen, Franz List.

Nach schlug dieser den Weg zu seinem Nachbar ein, und fand diesen in seinem Vorzimmer als Märtyrer in der Mitte von einem Duzend Bedienten und Kammermädchen, die ihm von ihrer Herrschaft Blumensträuße, Stickerien, Verse, Einladungen zu Diners u. s. w. überbrachten und die alle behaupteten, an Herrn List abgeschickt zu sein. — Mein Gott, ist denn der deutsche Enthusiasmus plötzlich toll geworden! rief der berühmte Nationalökonom lachend aus. — Im Gegentheil, gescheut ist er plötzlich geworden! — rief der wahre

ist jetzt eintretend aus — ja, mein edler Freund, der deutsche Enthusiasmus wendet sich endlich demjenigen zu, dem er so reich gebührt. Lachend schütteln sich die Namensvettern die Hände. —

Und nun lassen Sie uns austauschen.

Hier Ihre Bouquets und Ihre Stickereien.

Hier Ihr Sohlenleder, Ihren Klanell, Ihre Dampfnägel.

Hier das duftige Billet-Doux mit dem Stelldichein und der Zosenbegleitung.

Hier die Nummern des allgemeinen Gewerbeblattes.

Hier die officielle Ernennung zum Ritter des grünen Vogels aus \* \* \* \*.

Hier die „nicht officielle“ Nase, die man Ihnen sendet, gleichfalls aus \* \* \* \*. Glauben Sie mir, diese Nase ist so viel werth, als meine Ernennung. Es zeigt, daß Ihre Schriften noch mehr aufregen, als mein Piano.

Hier ein Billet von einem Engländer.

Hier ein Ditto.

Der Engländer gehört uns gemeinschaftlich. Wir müssen uns an ihm rächen.

Ich schicke ihm eine Ausforderung.

Nicht doch; Friede in Deutschland; wir schicken ihm als Antwort das Sohlenleder und den Klanell, da wird John Bull genug sich ärgern, wenn er sieht, wie weit unsere deutsche Industrie bereits ist.

Bravo!

Die Genien des Zollvereins und der Tonkunst schauten lächelnd aus dem siebenten Himmel herab auf die Gruppe. — J. K. . . . da.

---

## II.

### Ein Schloß am Meere, Roman von E. Schücking.

Ein neuer Romanbichter von Geschmack und Talent ist eine Erscheinung, an der wir in Deutschland nicht gleichgiltig vorübergehen dürfen. Der Roman hat nicht bloß eine ästhetische, poetische Mission, er hat auch mehr als jede andere Dichtungsart eine sociale Aufgabe. Man braucht nicht erst auf die wichtige Rolle, welche der Roman in neuerer Zeit in England und Frankreich spielt, hinzuweisen. Vieles kann der Roman in seiner spielerisch scheinenden Form aufdecken und geißeln, was die Pest unserer Gesellschaft ausmacht und was doch in ernstester politischer Form auszusprechen kaum wäglich wäre. Diese

Seite des Romans ist leider bei uns noch nicht ausgebaut. Unsere Tendenzromane bewegen sich in philosophischen Reflexionen, die häufig eben so wenig anziehend sind, als unmittelbare Wirkung auf die Gesellschaft haben. Wir erwarten noch das deutsche Talent, das wie Boz, wie Eugene Sue die Gesellschaft zu schütteln und aus dem Zustande ihrer verschlammten Gleichgiltigkeit gegen die Krebschäden, die im Stillen an ihr zehren, sie aufzujagen versteht. In Levin Schücking hat der deutsche Roman ohnstreitig einen frischen schönen Zuwachs gewonnen, obgleich er in seinem ersten Roman diesen von uns gewünschten Weg noch nicht betreten hat. Wie sich bei uns der Roman der Doffentlichkeit ab- und dem Haus zuwendet, befördert diese Neigung noch mehr der Geschmack des Publicums, das bequem genug ist, sich lieber in wol- lüftige Gefühlschauer einwiegen zu lassen, als sich seiner Subjectivität einiger- maßen zu entäußern, um an einem kräftigen Gestaltenleben Theil zu nehmen. Schägt es ja selbst an ausländischen, mehr Realität bietenden Romanen häufiger gerade das, was vorzugsweise auf sein Gefühl mit mehr oder weniger Ge- schmack wirkt. So herrscht auch in Schücking's Roman das Lyrische bedeuten- dend vor. Während des Lesens von ihm gefesselt, selbst hingerissen, legte ich das Buch doch mit einem leisen Mißbehagen aus der Hand, ohne mich darum vom Einzelnen weniger angezogen zu fühlen. Die Fäden der Handlung laufen etwas bunt durcheinander und ihr Zusammenhang will dann und wann selbst dem erfahrenen Leser entschlüpfen, ja, zuweilen scheint es, als stände der Dichter selbst zögernd still, besorgt, den Ausweg aus dem selbstgeschaffenen Labyrinth zu verlieren. Schücking führt uns in einer Reihe von Gemälden die Schicksale des Hauses Dietburg vor, eines von selbstverschuldeten, un- heimlichen Verhängnissen verfolgten Geschlechtes. Den gemeinsamen Rahmen bildet die Jugendgeschichte Paul Mallinkrodt's, der auf seinen Reisen mit den verschiedenen Gliedern jenes Geschlechtes in Berührung kommt, ein für den Dichter mißliches Bindemittel, da es ihn zu Episoden zwingt, die den Leser so ausschließend fesseln, daß er sich nur ungern von ihnen trennt, um den Faden des Hauptfujets wieder aufzunehmen. Im Ganzen waltet, wie wir schon oben erwähnten, das Lyrische bedeutend vor; der Dichter malt mehr Seelen- zustände voll Poesie und tragischer Kraft, weniger ein sich vor unsern Augen entwickelndes Seelenleben. Daher läßt er uns auch im Unklaren, ob Manuel's unsteter Geist so schnell in der Gewöhnlichkeit zur Ruhe kam durch die Befriedigung, wieder Boden in der wirklichen Welt gefunden zu haben wieder menschliches Glück und Leid nach so langer Verödung zu theilen, oder ob seine wilde Energie sich in ziellosem Kampfe abgemattet und abgestumpft

hat, und läßt so eine Lücke in dem sonst so schön gezeichneten Charakter. Diesen Mangel an innerer Handlung scheint er ersetzen zu wollen durch einen bunten Wechsel der Umgebung, wodurch er aber gerade den lyrischen Genuß des Lesers stört. Vortrefflich ist die Einleitung, Paul's Kinderleben in der alten stillen Bischofsstadt, ganz dazu geeignet, den Leser in die Schwüle, Unheimliches ahnende Stimmung zu versetzen, welche für die Dichtung nöthig ist. Der frische Hauch, der über sie weht, zeigt, daß hier noch eine ganz unabgenutzte Kraft auftritt. Möge sie sich auch in Zukunft fern halten von den abgedroschenen Kunstgriffen unserer leidigen Romanliteratur. An geschickten Romaneschreibern fehlt es uns nicht, wohl aber an talentvollen. In L. Schücking begrüßen wir das Talent, obschon es sich bis zur Zeit noch ungeschickt zeigt.

C.